

~~Lk. 7/5~~ Nekr M

0033

Zum Andenken

an den sel. verstorbenen

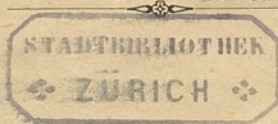
Joh. Ludwig Meyer-von Orelli

gew. Apotheker und Sanitätsrat

in

Zürich.

Verwandten und Freunden
gewidmet.



Zürich.

Art. Institut Orell Füssli.

1894.

ta 1816

— Am Mittwoch wurde die sterbliche Hülle eines Mannes zu Grabe getragen, der es um seiner Leistungen und seines Charakters willen verdient, daß sein Andenken in diesem Blatte mit einigen Worten festgehalten werde.

Joh. Ludwig Meyer von Zürich wurde 1819 geboren. Er widmete sich dem Apothekerberuf und betrieb während einer langen Reihe von Jahren die Apotheke „zum rothen Löwen“ an der Augustiner-gasse. Meines Erinnerns ist diese Apotheke mit dem Moment eingegangen, als der Verstorbene Ende der 60er oder Anfang der 70er Jahre aufhörte, seinen Beruf praktisch auszuüben. Die Meyersche Apotheke genoß um der Gewissenhaftigkeit ihres Inhabers willen großes Ansehen.

1865 wurde Meyer zum ersten Mal in den kantonalen Sanitäts-rath gewählt und ist bis vor wenigen Jahren Mitglied dieser Behörde geblieben. Sodann wählte der Bundesrath ihn zum Präsidenten der eidgenössischen Kommission für die medizinischen Prüfungen. Auch dieses Amt bekleidete er während einer größeren Zahl von Jahren, bis er auf Ende 1893 seine Entlassung nahm. Bis zu diesem Zeitpunkt gehörte er auch der Vorsteherchaft der zürcherischen Blinden- und Taubstummenanstalt an. Seine größte Freude fand der Verstorbene wohl an der Thätigkeit als Präsident der unter dem Patronat der zürcherischen Hilfsgesellschaft stehenden Kleinkinderschulen des Kreises I, oder wie sie offiziell heißen: der Kleinkinderbewahranstalten. In der Regel ließ er es sich nicht nehmen, zu Ostern die Aufnahme der neu-angemeldeten Kinder selbst zu leiten und sich dabei liebevoll nach dem Gesundheitszustand der Einzelnen zu erkundigen. Die Verwaltung dieser Anstalten wurde mit der successiven Erwerbung von für ihre Zwecke geeigneten Liegenschaften (am Bindenhof, an der Trittligasse und beim Prebiger) stets umfangreicher.

1868 verehelichte Meyer sich mit Bertha von Drelli, Tochter des Diakon Felix von Drelli, und die glückliche Ehe ist erst durch den Tod der Gatten gelöst worden.

Dies ist der äußere Verlauf dieses im Ganzen ruhigen und gesegneten Lebens gewesen.

Sanitätsrath Meyer zeichnete aus seine treue Pflichtenfüllung, die Freude an seinem Beruf und seiner Wissenschaft, die bis vor kurzem bewahrte Arbeitsfreudigkeit und -tüchtigkeit und sein liebevoller und lauterer Charakter. Sein Andenken bleibe im Segen!

H.-B.

von Dr. H. B. Meyer
Erwähnt in
1894

Joh. Ludwig Meyer-von Orelli

(† 11. Februar 1894.)

Joh. Ludwig Meyer wurde am 23. Juli 1819 zu Zürich geboren. Sein Vater, der Kaufmann Hs. Heinrich Meyer betrieb gemeinsam mit einem älteren Bruder, dem Apotheker Hs. Conrad Meyer, die ehemals Oeri'sche Apotheke, welche Ludwigs Grossvater, Dr. med. und Apotheker Joh. Ludwig Meyer († 1808), erworben und in sein Haus zum goldenen Sternen an der Schifflande verlegt hatte.

Im Kreise seiner Familie verlebte Ludwig Meyer eine sehr glückliche Jugendzeit. Die Eltern waren treu besorgt für das leibliche und geistige Wohl ihrer Kinder; der Vater widmete sich wenigstens an einem Abend in der Woche den Seinigen, indem er vorlas, erzählte oder Spiele mit ihnen machte; diese Abende waren den Kindern besonders lieb, und die schönen Stunden blieben ihnen zeitlebens eine teure Erinnerung. Ludwig war das zweitälteste von fünf Geschwistern und hing mit grosser Liebe an seinen drei Schwestern wie an seinem jüngeren Bruder. Die Eltern suchten den Kindern Freude zu machen, wo sie nur konnten, zwar in bescheidenen Grenzen und ohne sie zu verwöhnen; das elterliche Haus sollte ihnen lieb werden und blieb es auch für ihr ganzes Leben. Der Vater, ein grosser Naturfreund, machte mit den Kindern öfters grössere Fussreisen, die erste wohl auf den Rigi, dann auch ins Berner Oberland. Die Ferien verbrachte Ludwig wiederholt im Pfarrhause zu

Pfäffikon, bei seinem Oheim und Pathen, dem Pfarrer Joh. Jakob Meyer, wo er, nachdem einmal das Heimweh überwunden war, mit seinem gleichaltrigen Vetter (Friedrich Sal. Meyer-Guyer) herrliche Tage und Wochen verlebte. Er besuchte zuerst die städtischen Schulen, dann die sog. Gelehrtenschule und bezog schliesslich das eben neu errichtete Gymnasium. Stets zeichnete er sich durch regen Fleiss aus und hatte namentlich viele Freude an dem Lateinunterricht des berühmten Professors von Orelli, «der sich ebenso sehr durch seine Gelehrsamkeit, als durch zweckmässige Behandlung seiner Schüler auszeichnet». Immerhin beantwortete Ludwig Meyer einen lateinischen Brief, den er 1836 von seinem Onkel in Pfäffikon erhielt, noch deutsch, da er sich in der lateinischen Sprache doch noch zu wenig sicher fühlte. Physik hörte er bei Prof. Albert Mousson und erkannte die Wichtigkeit dieses Faches für seine künftigen Studien. Auch fing er schon um diese Zeit an, sich eifrig mit der Botanik zu beschäftigen, die später seine Lieblingswissenschaft wurde. Während der Gymnasialzeit schloss er treue, das ganze Leben dauernde Freundschaften, namentlich mit † Heinrich Hirzel, nachmals Diakon und Pfarrer am St. Peter, mit Georg Finsler, jetzt Antistes und Pfarrer am Grossmünster, und mit Heinrich Kitt, später Pfarrer zu Bergamo.

Im Jahre 1836 verheiratete sich die älteste Schwester Meyers mit dem Staatsarchivar Gerold Meyer von Knonau, zur grossen Freude der Eltern und Geschwister, obgleich sie eine empfindliche Lücke in der Familie zurückliess.

Um diese Zeit handelte es sich für Ludwig Meyer darum, seine Berufswahl zu treffen. Gerne hätte er Medizin studiert, doch schien es geratener, sich dem Apothekerberufe zu widmen, damit er einst die Apotheke zum Sternen übernehmen könne, welche soeben (1836) neu eingerichtet wurde, um den ver-

mehrten Ansprüchen, welche die Einführung der Rezeptur mit sich brachte, genügen zu können. Er trat daher bei dem Kantonsapotheker Hs. Ulrich Irminger in die Lehre; doch verliess er diese Stelle nach kurzem wieder, da sich sein Prinzipal aus Gesundheitsrücksichten vom Geschäfte zurückziehen musste. Meyers Vater war der Ansicht, dass es richtiger sei, seinen Sohn, zu dessen Solidität, Fleiss und Gewissenhaftigkeit er im übrigen das grösste Zutrauen besass, in einem kleineren Geschäfte zu plazieren, wo er unter direkter Leitung des Prinzipals stehe. Er brachte ihn deshalb im Oktober 1837 nach St. Gallen zu dem jungen Apotheker Gustav Adolf Scheitlin, einem ehemaligen Lehrlinge Irmingers, der soeben eine neue Apotheke errichtet hatte. Es wurde Ludwig Meyer nicht leicht, sich von dem glücklichen Familienkreise, von seinem allerliebsten Stübchen mit der herrlichen Aussicht auf den See, das Gebirge und die schöne, in einem neuen Aufschwunge begriffene Vaterstadt loszureissen und das alles mit dem rauhen Klima St. Gallens zu vertauschen, wo ein harter Winter im Anzuge war. Er bewohnte dort ein äusserst einfaches Zimmerchen, dessen Thüre und Fenster nur mangelhaft schlossen; ein Ofen fehlte gänzlich. Das Hauspersonal bestand aus dem Prinzipal (einem Junggesellen) einem Bruder desselben, Knecht und Magd. «Mein Prinzipal,» schrieb Meyer, «gefällt mir in vielen Stücken ziemlich wohl, ist seiner Zeit ein lustiger Bruder und Student gewesen, was man jetzt noch merkt. Was das Geschäft betrifft, so finde ich es doch ein wenig klein; ich sehe wohl ein, dass ich erst Nutzen daraus ziehen kann, wenn ich einmal recht eingeweiht bin; es ist noch vieles nicht geordnet und nicht signiert; das Laboratorium will mir nicht sehr einleuchten; ich bin an ein sehr genaues, mit passenden Apparaten vollführtes Laborieren gewöhnt. Jedenfalls werde ich kaum ein geschickter und brauchbarer Arbeiter sein,

wenn ich aus der Lehre trete, tröste mich aber mit dem Gedanken, dass ich die nötige Fertigkeit und Genauigkeit durch Konditionieren erlangen werde.»

Das Geschäft dehnte sich jedoch dank der Thätigkeit und Tüchtigkeit Scheitlins bald aus; der Prinzipal zeigte dem Lehrling wohlthuendes Vertrauen; schon nach wenigen Wochen versah er die Apotheke bei Anlass eines Familienfestes ganz allein, freilich «mit Zittern und Zagen».

Meyer wurde in einigen St. Gallerfamilien sehr freundlich aufgenommen, und an seinen freien Abenden kam er regelmässig mit guten Freunden zusammen, namentlich mit zwei jungen Zürchern, Jakob Escher (Escher-Escher im Grabenhof) und Eduard Landolt (später Fabrikdirektor in St. Georgen), so dass er sich nach und nach in St. Gallen recht heimisch fühlte. «Mein ganzes Bestreben soll sein, die Stütze meiner teuren Eltern zu werden, das ist ein Gedanke, der mich mit Stolz erfüllt,» schrieb er damals nach Hause, da traf ihn und seine Familie im Februar 1838 ein harter Schlag. Der geliebte Gatte und Vater starb nach längerer Krankheit, dennoch ganz unerwartet. Der Sohn eilte nach Hause; bei strenger Kälte machte er die Nachtfahrt im Postwagen, wobei er sich eine schwere Erkältung zuzog. Es war ein schmerzliches Wiedersehen mit den Seinigen — den Vater traf er nicht mehr am Leben. Der Tod des Familienhauptes zog manche Veränderung nach sich. Der Oheim war nicht mehr rüstig genug, die ohnehin etwas zurückgegangene Apotheke allein weiter zu führen, und für Ludwig konnte das Geschäft auf so lange Zeit hinaus nicht aufbehalten werden. So blieb denn nichts anderes übrig, als es zu liquidieren und damit auch das herrlich gelegene Haus zum Sternen (das spätere Hôtel du lac) zu verkaufen. Mit schwerem Herzen kehrte der junge Mann auf seinen Posten zurück, aber auch

zugleich mit dem festen Willen, alles zu thun, um rasch vorwärts zu kommen und der schwergeprüften Mutter und den jüngeren Geschwistern eine Stütze zu werden, was er in jedem Briefe ausspricht. Schon jetzt war die treue Liebe des neunzehnjährigen Sohnes der Trost der trauernden Mutter; ihm konnte sie ihr Herz ausschütten; er wollte mit ihr tragen und nicht leichthin in den Tag hineinleben, wie es so oft geschehe, wenn man die Verhältnisse nicht kenne. Das mag auch dem Verstorbenen den Stempel ruhigen Ernstes aufgedrückt haben, der ihm zeitlebens geblieben ist.

Im Sommer 1840 vollendete Ludwig Meyer seine Lehre und siedelte als Gehülfe nach Salmansweiler (Salem, zwei Stunden von Überlingen im Grossherzogtum Baden), über. Sein Prinzipal, Hofapotheker Baur, war ein sehr gebildeter, geistig angeregter Mann, der, beiläufig gesagt, 90 Jahre alt wurde, seine letzten Lebensjahre bei einer in Konstanz verheirateten Tochter zubrachte und noch etwa zwei Jahre vor seinem Tode als rüstiger, lebhafter Greis seinen ehemaligen Gehilfen in Zürich besuchte. Meyer liess sich gleich von zu Hause sein Herbarium kommen, das den Prinzipal sehr interessierte und den jungen Gehilfen in seiner Achtung um eine Stufe steigen liess. Ludwig Meyer befand sich in Salmansweiler gleichsam in einer grossen Einöde. Der Ort war klein und bestand hauptsächlich aus einem grossen Kloster und dem markgräflichen Schlosse; dagegen erstreckte sich die Kundsame der Apotheke auf zahlreiche Dorfschaften mehrere Stunden im Umkreise. In seinem ersten Briefe schrieb Meyer: «Mit dem Prinzipal ist wohl auszukommen, mit der Familie auch, aber schweren Kummer macht mir die Langeweile, die ich, jeden geselligen Vergnügens, ja sogar eines lieben Freundes entbehrend, empfinde. Auf meinen Spaziergängen habe ich sogar Heimweh bekommen, wenn ich so die Schweizerberge

vor mir glänzen sah und kein trauliches Gespräch auf etwas Anderes lenkte, — nur die Botanik erfreute mich, wenn ich wieder etwas Neues fand. Aber kann man den ganzen Abend botanisieren, oder was macht man, wenn schlechtes Wetter da ist? Dann bleibt nichts anderes übrig als entweder zu Hause zu bleiben oder ins Wirtshaus zu sitzen und Bier zu trinken, wobei Gespräche geführt werden, bei denen man sich ebenso gut unterhält, als wenn man zu Hause geblieben wäre. Ich bin lange Zeit auf dem Punkte gewesen, aufzukünden, dann aber habe ich mich wieder anders besonnen und gedenke nun in dieser meiner ersten Stellung wenn immer möglich ein Jahr zu verharren. Ich will alles anwenden, meine Zeit nützlich zu verbringen, dass ich beim Studieren schneller vorwärts kommen kann.»

«Etwas Leben in unsere Einöde brachte ein misslicher Zufall. Markgraf Wilhelm von Baden ist nämlich 2 Tage nach seiner Ankunft von Gais in hier gefährlich erkrankt, und weit entfernt, sich wieder zu erheben, war sein Zustand so bedenklich, dass man einen schnellen Tod befürchtete. Er leidet an einem Brustkrampf, einem Andenken an den Feldzug von 1812. Auf die Nachricht von seinem Übelbefinden hat sich nun plötzlich seine ganze Familie nach Salem auf den Weg gemacht. Wir haben nun hier beieinander den Grossherzog, 2 Markgrafen, die verwitwete Herzogin von Württemberg, die Fürstin von Fürstenberg und noch viele andere zweiten Ranges. Nun sollte man denken, was für Lärm und Spektakel so viele Hoheiten machen sollten; es ist aber nicht so wichtig, höchstens sehen wir sie des Tags einmal ausfahren oder können uns an den roten Röcken der Bedienten ergötzen. Der Zustand seiner Hoheit hat sich indes wieder gebessert und so möchte unser Nest bald wieder der hohen Gäste ledig werden. Auf uns arme Pharmaceuten

hat indes die hoheitl. Krankheit einen sehr starken Einfluss gehabt. Wir werden von den Bedienten fast überlaufen; ist nicht auf der Stelle alles fertig, so steht gleich wieder ein anderer Rotrock da, und des Nachts sind wir natürlich keinen Augenblick sicher, aus dem Bett geschellt zu werden, da Se. Hoheit auch in der Nacht Anfälle zu bekommen geruhen. Dazu muss natürlich alles mit grösster Genauigkeit und Eleganz, soviel wir aufreiben können, angefertigt werden; Goldpapier und Siegel drüber. Unser Alter thut alles Mögliche, um seine Teilnahme und Ergebenheit an den Tag zu legen. Nicht nur fertigt er alle Arzneien mit eigener Hand an, er trägt sie auch oft noch eigenhändig ins Schloss und erkundigt sich jeden Tag persönlich, extra in schwarzem Wix, nach dem Befinden Sr. Hoheit.»

Ein anderes Mal berichtete Meyer über Hoffestlichkeiten, namentlich einen grossen Ball, der zur Feier des Geburtstages des Grossherzogs stattfand:

«Die Markgräfin beehrte uns mit ihrer Gegenwart; zur Fürstin geboren, imponierte sie ebenso sehr durch ihre wahrhaft königliche Gestalt als durch das Edle und Leutselige ihres Betragens. Sie unterhielt sich mit den Damen allen, auch mit den Notabilitäten unter den Herren. Hiebei fiel eine Episode vor, die ich als Augenzeuge berichten kann. Wir haben hier einen jungen Gerichtsaktuar, einen ebenso gescheiten Kopf als groben Stock, wie nur immer ein Schwarzwälder, der vier Jahre lang in Freiburg Bier getrunken und studiert hat, sein kann. Ein recht artiges Gedicht war auf dieses Fest seiner Feder entsprossen, das der Frau Markgräfin überreicht wurde; die Überbringerin erhielt nach Hofsitte einen Kuss. Bald darauf wurde nach dem jungen Dichter gefragt. Der Herr Physikus gab sich grosse Mühe, ihn hervorzuteucheln. «I wollt, das Gedicht, wär' beim Teufel,» meinte der Geängstigte. Endlich

gelang's: der Unglückliche stand vor der hohen Person. «Es freut mich,» äusserte Ihre Hoheit, «zu bemerken, dass Sie an unserm Hause so anhänglich sind, wie Ihr Gedicht zeigt.» Darauf folgte von seiten des Belobten eine Verbeugung, ungefähr wie wenn man ein Taschenmesser halb zuschnappt. — «Das Gedicht verrät grosse Dichtkunst.» Antwort: «'s passiert.» — «Haben Sie viel Mühe damit gehabt?» Antwort: «Nein!» Damit kratzte der Hofkandidat hinterm Ohr, machte wieder eine Taschenmesserbeugung und reiste ab wie im Sturmwind. — Dieser Auftritt erhöhte die frohe Stimmung, und man amüsierte sich ziemlich.»

Meyers Liebesspaziergang war nach dem prächtig gelegenen Schloss Heiligenberg, zwei Stunden von Salem entfernt, von wo er mit Sehnsucht nach den Schweizerbergen hinüberblickte, in weiter Ferne auch den Rigi entdeckend.

Schliesslich lebte sich der junge Pharmaceut in Salem doch ganz gut ein und konnte anfangs des Jahres 1841 gestehen, dass wenn auch nicht alle gehegten Hoffnungen des verflossenen Jahres in Erfüllung gegangen seien, dasselbe doch manch Angenehmes und hie und da etwas Nützlich und Förderndes gebracht habe; auch sei er wohl angeschrieben gewesen; die guten Leute hätten ihm viele Gefälligkeiten erwiesen und zu seinen Ehren einen Abschiedsschmaus veranstaltet.

Am Ostersonntag 1841 reiste Ludwig Meyer nach dem Gottesdienst von Salmansweiler ab, von drei Freunden bis nach Stockach begleitet; hier bestieg er dann den Postwagen und fuhr lustig ins Schwabenland hinein. Nach langer Nachtfahrt bei Sturm und Regen langte er morgens 5 Uhr in Tübingen an, wo er eine Gehilfenstelle bei Apotheker Märklin antreten sollte. Da die frühe Morgenstunde nicht geeignet war, sich dem Prinzipal vorzustellen, entschloss er sich rasch, noch die Residenz-

stadt Stuttgart zu besuchen, woselbst am Ostermontag viel Leben in den Strassen herrschte und es viel zu sehen gab. Am folgenden Tag fuhr er wieder nach Tübingen zurück und machte dem zukünftigen Chef seinen Besuch. «Die Prinzipalität,» schrieb er nach Hause, «ist wieder einmal ein Stück von einem Jungesellen; doch schaltet mit grosser Energie eine alte Mutter, die die Sachen recht wohl in acht nimmt, und von weiblichem Personal ist eine sog. Hausjungfer und eine Magd da. Das Essen ist ganz gut und reichlich genug, dagegen giebt das Logis zu gegründeten Klagen Anlass. Vorerst habe ich nicht den nötigen Raum, um meine Siebensachen unterzubringen. Hinter der Apotheke ist ein kleines Stübchen, dem es etwas stark an Erleuchtung fehlt; hier sollen wir unsere freie Zeit zubringen, doch kann man nur wenige Stunden des Tages existieren, ohne Licht zu brennen; ich muss also meine Briefe in der Apotheke schreiben, wo mich schon oft Süssholz, schwarzes Pflaster etc. aus dem Concept und fast in Verzweiflung gebracht haben. Nun ist hinter diesem Stübchen noch ein Appartement, nämlich das Schlafgemach, wieder eine Art Dunkelkammerlein; da stehen nun drei Betten, und sollen drei junge Menschen drin schlafen. So ist für meine leiblichen Bedürfnisse gesorgt. Was die geistigen betrifft, so mangelt hier vor allem das gemütliche Familienleben, in dem ich in Salem gleichsam als Glied mitlebte. Hier geht alles kalt und vornehm zu, auf die Gehilfen schaut man etwas hoch herab. Die Prinzipalität, Herr Professor Märklin, ist, wie mir vorkommt, ein sehr gescheiter Mann, aber nicht gemütlich, um sich an ihn anschliessen zu können; die Schwächen seiner Mitmenschen mit scharfem Auge herauszusuchen, sie dann etwas stark und beissend zu beurteilen, scheint ihm Freude zu machen. Übrigens hat auch er besonders mancherlei Jungeselleneigenheiten, die wir eben auch herausgefunden haben. Er ist sehr

geschickt und gelehrt in allen Fächern der Naturwissenschaft, leider aber kommt mir diese Gelehrsamkeit nicht sehr zu statten. Collegia darf ich kein einziges besuchen; es ist ein anderer, etwas verzogener Gehilfe da, der unter dem Vorwand, weniger Salär zu nehmen, die Rechte eines Volontärs beansprucht und mich oft allein hinter dem Rezeptiertisch zappeln lässt.

Nun wollte ich das schon ertragen, wenn ich nur irgendwie Aussicht hätte, mich in wissenschaftlicher sowohl als praktischer Beziehung vorwärts zu bringen. Es fehlt hier die Gelegenheit, sich in den Laboratoriumsgeschäften einzuüben; die meisten wichtigen Präparate werden gekauft, man merkt eben überall, dass der Herr Professor Märklin Professor und Doktor, aber nie und nimmer ein guter und praktischer Apotheker ist. — Das frohe Studentenleben, wozu aber das rohe Betragen, das man bei vielen Studenten sieht, nicht gezählt werden darf, hat manchen Reiz. Der treue Freund Hirzel, der fleissig und geschickt, aber auch lustig und munter ist, hat mich mit den andern Schweizern bekannt gemacht. Samstag abend halten wir grosse Schweizerkneiperei.»

Während den Universitätsferien war das Leben in Tübingen einförmiger, doch verging auch diese Zeit sehr schnell. Meyer begleitete seine in die Ferien ziehenden Freunde bis nach Hechingen; als er abends nach Hause kam, fand er seinen Kollegen krank im Bette liegend. Da dessen Zustand sich nicht besserte, lag nun eine grosse Last von Geschäften auf dem jungen Gehilfen, besonders da der neue Angestellte seinen Eintritt um acht Tage verzögerte und nachher vieles, was liegen geblieben war, nachgeholt werden musste.

Um diese Zeit schrieb Meyer: « Mich freut schon jetzt der Gedanke, dereinst als unabhängiger Mann, als Prinzipal, in meinem Berufe arbeiten zu können; denn unser Stand, wissen-

schaftlich und gewissenhaft betrieben, bietet — wenn auch viel Unangenehmes, doch auch sehr viel Genuss. Doch werde ich noch Jahre lang warten müssen, bis es zu dem kommt, und stimmt mich dieser Gedanke zuweilen, doch nur selten, düster. Konnten's Andere, so werde ich mit Gottes Beistand nicht stehen bleiben.» Und im Januar 1842 äusserte er: «Arbeits- und mühevoll ist mir das letzte Jahr dahingeflossen, aber froh und glücklich bin ich dennoch.»

In Tübingen hatte Meyer einen Lehrling zu schulen, «ein schrecklich langes Tier, mit dem es zuweilen Streit giebt, das sich aber doch leiten lässt.» Mit dem Kollegen kam Meyer gut aus, und da es ihm nun gestattet wurde, neben der Besorgung der Berufsgeschäfte ein Kolleg an der Universität zu hören, entschloss er sich, noch ein Semester in Tübingen zu bleiben. Er besuchte mit vieler Befriedigung die Vorlesungen des berühmten Gmelin über Chemie und bedauert, «nur so wenig nacharbeiten zu können, was doch so notwendig wäre. O wie freue ich mich der Zeit, wo ich mit Musse der reinen Wissenschaft leben kann!»

Das Studentenleben genoss Meyer hauptsächlich im Kreise befreundeter Schweizer. Am innigsten gestaltete sich sein Verkehr mit dem schon erwähnten Heinrich Hirzel, der eine grosse Verehrung für Meyers Mutter hegte. Mit ihm verbrachte er gelegentlich zwei köstliche Erholungstage in Stuttgart, und die Freundschaft der beiden jungen Zürcher festigte sich für ihr ganzes Leben.

Nun handelte es sich darum, zur weiteren Ausbildung für die Zeit vom Herbst 1842 bis Frühjahr 1843 eine Gehilfenstelle in einer grösseren Stadt zu finden. Von seinen drei Prinzipalen mit den besten Zeugnissen versehen und von Apotheker Lavater in Zürich aufs wärmste empfohlen, schien es

ein Leichtes zu sein, eine passende Anstellung zu erlangen. Doch war der Termin des 1. Oktober schon etwas nahe gerückt und der junge Mann schliesslich froh, bei Apotheker Keller in Freiburg i. B. engagiert zu werden. Vor seinem Eintritte brachte er noch acht vergnügte Tage bei den Seinigen in Zürich zu, die übergücklich waren, den geliebten Sohn und Bruder bei sich zu haben. Er reiste ab, nicht ahnend, dass in Zeit von fünf Wochen die zweite seiner Schwestern, ein hübsches, blühendes, zweiundzwanzigjähriges Mädchen, vom Nervenfieber dahingerafft würde. Das war ein furchtbarer Schlag für die ganze Familie, namentlich für den abwesenden Bruder, der in besonders engem Verhältnisse zu dieser Schwester stand.

Von seiner Stellung in Freiburg war Meyer befriedigt; das Leben in der freundlichen Stadt bot manche Abwechslung. So verstrich der Winter schnell, und der Frühling kam heran, der ihn dem ersehnten Studienleben entgegenführte. Nach reiflicher Überlegung und im Einverständnis mit seinem Oheim und Vormunde, Herrn Kirchenrat Ludwig Meyer, wurde die Universität Giessen erkoren, wo der junge Mann zwei Semester unter dem berühmten Liebig arbeiten sollte. Das dritte Semester beabsichtigte Meyer in Berlin zuzubringen und sich dort auf das Staatsexamen vorzubereiten.

Von Zürich, wo er noch einige Wochen bei der tiefgebeugten Mutter und seinen so sehr geliebten Geschwistern zugebracht hatte, reiste Meyer im Mai 1843 mit der Nachtpost nach Basel und von da mit der Eisenbahn nach Strassburg. Als er anlangte, traf er die Stadt festlich geschmückt zur Feier des Namenstages des Königs Louis Philipp. Natürlich wurde das Münster bestiegen und die Merkwürdigkeiten der Stadt besichtigt. Abends fand ein grosses Feuerwerk statt, zu dessen Schluss ein kolossales «Vive le roi» in dreifarbigem Feuer erglänzte. Das

Gedränge der Volksmassen war beispiellos, besonders bei der engen Passage der Thore. — Am nächsten Tage wurde die Reise fortgesetzt und zwar mit dem Dampfboote rheinabwärts bis nach Mainz; es war eine prächtige Fahrt zur Maienzeit. In Mainz zog namentlich das zahlreiche Militär der deutschen Bundesfestung Meyers Aufmerksamkeit auf sich. Von Mainz ging es nach Frankfurt, und nach Besichtigung der schönen Mainstadt weiter nach dem Bestimmungsorte Giessen.

Der erste Eindruck, den die Universitätsstadt Giessen auf unsern Meyer machte, war freilich nichts weniger als günstig. Zwar bezog er ein helles, freundliches Zimmerchen, dagegen musste der Kostort mehrmals gewechselt werden, und was die Hauptsache war: die Aussichten auf eine erspriessliche Studienthätigkeit waren vorläufig sehr unbefriedigend. Der Zudrang zu den praktischen Arbeiten im chemischen Laboratorium war so ungeheuer, dass der neue Ankömmling bei seiner sofortigen Bewerbung nicht nur keinen Arbeitsplatz bekommen konnte, weil die vorhandenen Räumlichkeiten viel zu beschränkt waren, sondern sogar in Frage gestellt wurde, ob sein Wunsch nur im kommenden Wintersemester befriedigt werden könne. Schon beschäftigte sich Meyer mit dem Gedanken, eine andere Universität zu beziehen, als eine Besprechung mit Dr. Fresenius, dem Assistenten Liebigs, eine günstige Wendung herbeiführte. Fresenius gab Meyer die Versicherung, dass für alle, die sich gemeldet, Platz geschaffen werden müsse, auch wenn die Lokaltäten vergrößert werden müssten. So fühlte er sich denn für die nächste Zeit geborgen und freute sich sehr auf das praktische Arbeiten, von dessen Notwendigkeit und Wichtigkeit zur Erlangung wahrer Kenntnisse im Apothekerberufe er überzeugt war. Eifrig wurde nun studiert und gearbeitet; daneben genoss

Meyer das freie Studentenleben und schloss mit einigen wenigen deutschen Kollegen dauernde Freundschaft.

Zur Ferienzeit reisten beinahe alle Studenten ab, und da es fast unmöglich gewesen wäre, acht lange Ferienwochen in dem vereinsamten Städtchen zuzubringen, nahm sich Meyer vor, vier Wochen in Giessen zu bleiben, um sich so recht den Studien zu widmen, zu repetieren und liegen Gelassenes nachzuholen, die übrige Zeit aber zu einer Reise zu verwenden. Zu diesem Zwecke begab er sich dann nach Frankfurt und war so glücklich, dort zufällig mit einem ihm ganz unbekanntem Schweizer, der in Heidelberg studierte und in der gleichen Absicht nach Frankfurt gekommen war, zusammenzutreffen. Bald waren die beiden einig, gemeinschaftlich eine Rheinreise zu machen und zwar grossenteils zu Fuss, da der Geldbeutel nicht übermässig gespickt war. Beide waren grosse Naturfreunde und nahmen lebhaftes Interesse an den Gegenden, welche sie durchwanderten. Als gute und rüstige Fussgänger dehnten sie ihre Route möglichst aus und gelangten schliesslich bis nach Holland und Belgien, wo sie die bedeutendsten Städte besuchten. Es war eine herrliche, überaus genussreiche Reise, welche den beiden jugendlichen Wanderern, auch um ihrer glücklichen Übereinstimmung willen, in unvergesslicher Erinnerung blieb. Noch in den letzten Wochen seines Lebens sprach der Verstorbene mit Wonne von dieser Reise, und in gleicher Weise äusserte sich nach seinem Tode sein noch lebender Reisegefährte, der jetzige Kurarzt in Schinznach, Dr. Amsler in Wildegg.

Bei seiner Rückkehr nach Giessen warteten auf Ludwig Meyer wichtige Nachrichten aus der Heimat, die auf seine Zukunft von grösstem Einflusse sein sollten. Sein Freund Heinrich Hirzel hatte nämlich an ihn geschrieben, ob er wohl geneigt wäre, eine Provisorstelle bei Herrn Meyer-Zwingli in Zürich

anzunehmen, der ihn gebeten habe, sich ganz im geheimen zu erkundigen, ob er auf ein solches Anerbieten eingehen würde. Herr Meyer-Zwingli, selbst nicht Apotheker, besass nebst einer Materialwarenhandlung eine Apotheke von gutem Ruf (Firma Paul Meyer jünger auf der grossen Hofstatt), welche er durch geprüfte Apotheker verwalten liess. Der Provisor sollte sich hauptsächlich der Apotheke widmen, auch, soweit es nötig war, dem Handverkaufe; er hatte zwei Gehilfen, den Rezeptarius und den Defektarius zu beaufsichtigen und anzuleiten, daneben aber genoss er eine unabhängige Stellung. Den Nachtdienst hatte er ausschliesslich zu versehen, die wichtige Rezeptur selbst zu besorgen und den kränklichen Geschäftsinhaber in der Buchhaltung und Geschäftsleitung zu unterstützen. Es war ein vertrauensvoller Posten, aber die Aussicht auf eine sichere Anstellung in der Vaterstadt unter günstigen Bedingungen war ungemein verlockend und das grosse Vertrauen, das ihm entgegengebracht wurde, so wohlthuend, dass Ludwig Meyer bald zu dem Entschlusse kam, näher auf das Anerbieten einzutreten, obwohl die Stelle schon zu Ostern 1844 übernommen werden sollte. Unter diesen Umständen mussten die Vorbereitungen zum Staatsexamen in aller Eile gemacht und, was ihm am schwersten fiel, auf das in Aussicht genommene Semester in Berlin verzichtet werden. Überaus freundlich, ja mit väterlichem Wohlwollen, trat der zukünftige Prinzipal mit dem jungen Manne in Briefwechsel und setzte ihm alles auseinander, was er von ihm erwartete. Wie unendlich gross war die Freude der Seinigen, den geliebten Sohn und Bruder in kurzer Zeit in fester Stellung in der Nähe zu haben! — Doch nach wenigen Tagen stellten sich bei Ludwig Meyer schwere Bedenken ein. Er fühlte sich nicht genügend vorbereitet, um mit sicherem Erfolg die Staatsprüfung bestehen zu können, besonders da an der Universität Giessen

keine Kollegien über Mineralogie und Pharmakognosie gelesen wurden, Fächer, die er selbst für sehr notwendig hielt. Er schrieb Herrn Meyer-Zwingli einen Absagebrief. Darüber war nun grosse Bestürzung sowohl bei dem Empfänger des Briefes als bei der Familie des jungen Mannes. Allen schien es, da müsse zu helfen sein. Nun legte sich der treue Schwager, Junker Staatsarchivar Meyer von Knonau, der eine grosse Zuneigung zu seinem Verwandten hatte, ins Mittel. Er scheute keine Mühe, keinen Gang, um die Sache ins Geleise zu bringen; er wandte sich an den Vormund, Herrn Kirchenrat Meyer, dann an Herrn Apotheker Joh. Lavater, der sich schon mehrmals durch Rat und That als treuer Freund bewiesen hatte und grosses Interesse an dem fleissigen und strebsamen jungen Manne nahm. Herr Lavater riet nun, den Examentern, wenn immer möglich, hinauszuschieben, damit der Kandidat sich durch Privatunterricht in den fehlenden Fächern auf die richtige Höhe bringen könne. Auch Herr Meyer-Zwingli war, obwohl er Aussicht auf andere Hilfe hatte, gleich bereit, sein Möglichstes zu thun, um Ludwig Meyer zu gewinnen. Er schrieb in grosser Freundlichkeit an ihn und stellte ihm vor, dass er allzu ängstlich sei. Er werde Meyer soviel freie Zeit gestatten, dass er sich durch Privatstudium gehörig auf die im Sommer stattfindende Prüfung vorbereiten könne. Freilich hätte er sehr gewünscht, dass dieselbe schon beim Eintritt ins Geschäft absolviert gewesen wäre, er sei aber überzeugt, dass das Fehlende bei eifrigem Studium leicht nachzuholen sei. — Nun war der Entschluss bald gefasst, und auf Ostern 1844 kehrte Ludwig Meyer, nachdem er noch einige Tage in München zugebracht hatte, in die Vaterstadt zurück, um sich für bleibend in derselben niederzulassen. Welche Freude für die alternde Mutter, ihre Stütze, ihren Trost nunmehr in der Nähe zu haben!

Das Jahr 1843 hatte der Familie ein freudiges Ereignis gebracht. Ludwig Meyer konnte bei seiner Rückkehr seinen ersten Neffen, den jetzigen Professor G. Meyer von Knonau, begrüßen. Wie sehr freute er sich mit den Seinigen dieses Familienglückes, und wie innig waren Onkel und Neffe, trotz oft verschiedenen Ansichten, durchs ganze Leben miteinander verbunden!

Ludwig Meyer, der sein Staatsexamen am 11. September 1844 mit Glück bestanden hatte, versah seine Provisorstelle mit grosser Treue und Gewissenhaftigkeit und arbeitete sich immer mehr in das Geschäft hinein. Daneben blieb ihm Zeit zum Verkehr mit seiner Familie und seinen Freunden, zum Besuche des Museums etc. Auch trat er zu seinen zürcherischen Kollegen in ein freundliches Verhältnis, nahm fleissig an den Sitzungen des zürcherischen Apothekervereins teil und führte von 1850 an während mehreren Jahren das Protokoll. Als der kantonale Apothekerverein gegründet wurde, berief ihn das Vertrauen der Kollegen an die Spitze desselben; er leitete die Verhandlungen von der ersten Sitzung an (18. September 1868) bis Ende 1878. Als im Dezember 1853 das Geschäft des Herrn Meyer-Zwingli wegen vorgerückten Alters des Besitzers aufgelöst wurde, trat Ludwig Meyer eine ähnliche Stelle in der Pestalozzi'schen Apotheke in Wädenswil an, dessen Eigentümer eben gestorben war. Seine Mutter hatte er vor seiner Übersiedlung infolge eines Schlaganfalles unerwartet verloren. In Wädenswil lebte er sich rasch gut ein, doch war seines Bleibens dort nicht lange; denn bald zeigte sich eine günstige Gelegenheit, eine eigene Apotheke in der Vaterstadt zu erwerben. Der Apotheker Christoph Locher, Bruder des berühmten Arztes Dr. Locher-Zwingli, wollte sich von seinem Geschäfte zurückziehen. Bald war der Verkauf bewerkstelligt, und Ludwig Meyer bezog im Jahre 1855 die

Apotheke zum roten Löwen an der Augustinergasse. Seine jüngste Schwester leitete dem Bruder das Hauswesen bis zu ihrer Verheiratung mit dem Apothekenbesitzer Raue in Belgern, Provinz Sachsen, und nun dachte er selbst daran, sich zu verhehlichen. Er verlobte sich mit Fräulein Bertha von Orelli, einer Tochter des Herrn Diakon Felix von Orelli im Thalacker. Am 9. September 1862 fand dann die Doppelhochzeit der beiden Geschwister statt, welche der Beginn vieler glücklicher Jahre für beide Paare wurde.

Die Apotheke zum roten Löwen führte Ludwig Meyer bis zum Jahre 1873, worauf er, eine sich anbietende gute Gelegenheit benützend, das Haus verkaufte und das Geschäft liquidierte. Auf Neujahr 1874 zog er sich in den Ruhestand zurück und bewohnte von Ostern dieses Jahres an den vorderen Thalhof, das stattliche von Orellische Haus im Thalacker.

Aber nicht lange sollte Ludwig Meyer der Ruhe pflegen. Schon im Jahre 1865 war er von der h. Regierung des Kantons Zürich zum Mitgliede des Sanitätsrates ernannt worden und verblieb in dieser Stellung bis zum Jahre 1890. Jahrelang besorgte er in Gemeinschaft mit den Bezirksärzten die Visitationen der öffentlichen, ärztlichen und tierärztlichen Apotheken zu Stadt und Land. Nachdem er schon vom Oktober 1874 an als Mitglied des leitenden Ausschusses für die Konkordatsprüfungen des Medizinalpersonals funktioniert hatte,*) wurde er im Jahre 1877, als die Medizinalprüfungen Sache der eidgenössischen Behörden geworden waren, vom h. Bundesrate neuerdings zum Mitgliede des leitenden Ausschusses gewählt. Er wurde sofort zum Vice-Präsidenten dieser Behörde ernannt und übernahm

*) Als Mitglied der kantonalen Prüfungskommission für Apotheker hatte Meyer schon seit einer langen Reihe von Jahren, wahrscheinlich schon von 1854 an, gewirkt.

gleichzeitig die Stelle des Ortspräsidenten für den Prüfungsort Zürich. Mit grossem Eifer und Pflichttreue arbeitete er sich in diese Stellungen und die damit verbundenen Geschäfte hinein. Es war ihm ein wohlthuendes Gefühl, sich nützlich zu machen und in angenehmem und anregendem Verkehr mit wissenschaftlich gebildeten Männern zu stehen, mit den Professoren der medizinischen Fakultät der Universität Zürich und den übrigen Mitgliedern der verschiedenen Prüfungskommissionen, welche unter seinem Präsidium examinierten. Auch der Verkehr mit den Kandidaten brachte, wenn auch manche Schwierigkeit, doch auch viel Erfreuliches; wie manchem jungen Manne suchte er durch zweckmässige Ratschläge auf den rechten Weg zu helfen oder ihn zum Examen zu ermutigen, wenn er etwa aus Zaghaftigkeit die Ablegung verschieben wollte. Mit den Centralpräsidenten stand Meyer in sehr guten Beziehungen. Bei seinem Eintritt in die Behörde (1874) wurde sie von dem jetzigen Oberfeldarzt Dr. Ziegler präsidirt, der ihn in die Geschäfte einführte. Bald aber übernahm Dr. Friedr. Müller in Basel den Vorsitz, mit welchem Meyer der vielen Geschäfte wegen oft täglich korrespondierte. Im Jahre 1883 zog sich Dr. Müller infolge einer prinzipiellen Differenz mit dem Chef des eidg. Departements des Innern (Rekursfall Karrer) von seiner Stelle und überhaupt aus dem leitenden Ausschuss zurück, zum grössten Leidwesen der ganzen Behörde. Der Aufforderung, das Centralpräsidium des leitenden Ausschusses zu übernehmen, leistete Ludwig Meyer erst nach vielem Überreden von seiten der Mitglieder und Oberbehörden Folge; er fühlte sich dieser Stelle nicht genügend gewachsen, da sie einen grossen Aufwand an Zeit und Arbeit erforderte, was sich doppelt überlegen liess, da schon das Ortspräsidium von Zürich wegen der starken Frequenz der medizinischen Fakultät der Hochschule die Kräfte Meyers sehr in Anspruch

nahm. Endlich entschloss er sich zur Übernahme dieses wichtigen und verantwortungsvollen Amtes; das grosse Archiv wanderte von Basel nach Zürich, und nun folgten arbeitsvolle Jahre. Mit dem eidg. Departement des Innern fand stets ein reger Verkehr statt, eine Menge zweifelhafter Fragen und Gesuche von allen Seiten her wurden dem Centralpräsidenten zur Begutachtung und Beantwortung zugewiesen; auch Kandidaten aus aller Herren Ländern wandten sich persönlich oder schriftlich an ihn um Auskunft, so dass er oft nicht wusste, wie er allen Anforderungen Genüge leisten solle, um so mehr, als er bis in die letzten Jahre fast alle in Zürich stattfindenden Medizinalprüfungen selbst präsierte. Sämtliche Ärzte, Apotheker, Zahnärzte und Tierärzte, welche eine Prüfung zu bestehen hatten, konnten nur durch Vorlegung der gesetzlich geforderten Zeugnisausweise beim Präsidenten den Access zum Examen erhalten, wobei häufig sehr schwierige und verwickelte formelle Fragen und Anstände zu lösen waren. Die Zeit war so ausgefüllt, dass mit Not jährlich drei Ferienwochen erübrigt werden konnten; und sollte sich das Material nicht allzusehr ansammeln, so mussten auch diese zur Arbeit benützt werden. Ludwig Meyer liess sich alle einlaufenden Korrespondenzen nachschicken und verwendete gewöhnlich wenigstens zwei Stunden des Tages zur Erledigung der Geschäfte. Nach gethaner Arbeit war dann der Genuss eines schönen Spazierganges oder des ruhigen Aufenthaltes in schöner Umgebung und freundlichen gesellschaftlichen Verkehres doppelt gross. Mit der Gegend, in welcher er sich aufhielt, pflegte er sich gerne bis in alle Einzelheiten vertraut zu machen, und die Pflanzenwelt beschäftigte ihn immer noch mit Vorliebe. Wie freute er sich stets, wenn er eine seltene Blüte fand; und wenn er eine ihm unbekannte Pflanze erblickte, ruhte er nicht, bis er Gattung und Art sicher bestimmt hatte.

Doch das Alter rückte heran und die Kräfte wollten nicht mehr recht ausreichen. Schon stellten sich die Vorboten eines ernsteren Leidens ein. Ende Mai 1891 reiste er zur Halbjahrsitzung des leitenden Ausschusses nach Bern; sich nicht mehr kräftig genug fühlend, hatte er das Centralpräsidium an Dr. Rellstab, Direktor des Inselspitals, abgegeben, der dann auch in dieser Sitzung zum ersten Male präsiidierte. Die Geschäftsleitung lag in trefflichen Händen; und wie jede solche Sitzung in Bern für Meyer ein Genuss war, weil er hier mit den verschiedenen Ortspräsidenten, mit welchen er so viel zu korrespondieren hatte, persönlich zusammentraf, so war es auch diesmal der Fall. Ludwig Meyer freute sich innig, einen so tüchtigen Nachfolger gefunden zu haben, der mit ihm in vielen Ansichten übereinstimmte und der, trotz einer grossen Arbeitslast, die Leitung der Geschäfte mit grosser Energie an die Hand nahm. Das Befinden des zurücktretenden Präsidenten war freilich durchaus nicht befriedigend, und die Rückreise nach Zürich machte er in leidendem Zustande, doch war er herzlich froh, nunmehr der schweren Arbeitslast und Verantwortlichkeit enthoben zu sein.

Trotz dem Wunsche der Ärzte konnte er sich nicht entschliessen, auch seine Stelle als Ortspräsident in Zürich zu verlassen. Bis im Dezember 1893 besorgte er, oft unter grossen Leiden, seine Geschäfte, und manchmal schien es kaum mehr möglich, dass er sich länger aufrecht halte. Und doch waren diese Pflichten, die er übernommen hatte und die er mit so grosser Pünktlichkeit und Gewissenhaftigkeit vollzog, sein belebendes Element, sie hielten den Geist immer rege und liessen ihn seine Leiden leichter ertragen, als es der Fall gewesen, wenn er zur Unthätigkeit verurteilt gewesen wäre. Eine grosse Freude und Erleichterung war es ihm, als sich endlich Herr Dr. Hirzel-William entschloss, in seine Fussstapfen zu treten,

und als er schon schwer krank im Bette lag und ihn das Sprechen ermüdete, — wie leuchteten noch seine Augen, wenn es hiess, der neue Präsident sei da und wolle ihm den Verlauf der Prüfungen mitteilen, oder Rat bei ihm holen!

Am 27. Mai 1892 wohnte Ludwig Meyer zum letzten Male einer Sitzung des leitenden Ausschusses zu Bern bei. Den Präsidenten Dr. Rellstab hatte er noch wohl getroffen und angenehme Stunden mit ihm in dessen Wohnung zugebracht. Im Herbste desselben Jahres wurde der anscheinend so robuste Mann, wohl infolge allzu grosser Anstrengung, von einem Lungenleiden befallen, das im März 1893 einen tödlichen Ausgang nahm. Der Tod dieses Mannes erschütterte Ludwig Meyer tief, und die Sorge um das abermals verwaiste Centralpräsidium bekümmerte ihn ernstlich. Da war es ihm eine grosse Beruhigung, als nach langem Widerstreben Prof. Dr. Courvoisier in Basel, ein vielbeschäftigter Arzt und langjähriges Mitglied der Examenkommission, sich bereit fand, die Stelle zu übernehmen. Im Dezember 1893 und Januar 1894 hatte Ludwig Meyer alle mit dem Prüfungswesen zusammenhängenden Geschäfte seinem Nachfolger in Zürich, Herrn Dr. Hirzel, übergeben können, und es that ihm innig wohl, zu sehen, mit welchem Interesse und Liebe zur Sache sie übernommen wurden. Alles schien nun in dieser Beziehung geordnet und beendet zu sein — doch sollte dem ehemaligen Präsidenten noch eine schöne Anerkennung zu teil werden, die ihn vollständig überraschte und tief rührte. Am 15. Januar 1894 wurde ihm von Herrn Prof. Dr. Stöhr als leitendem Examinator und Herrn Prof. Dr. Gaule als derzeitigem Dekan eine Anerkennungsurkunde im Namen der medizinischen Fakultät der Universität Zürich überreicht, die in aufrichtigen, zu Herzen gehenden Worten die Verdienste des ehemaligen Präsidenten des leitenden Ausschusses für eidgen.

Medizinalprüfungen zum Ausdruck brachte und mit den Unterschriften sämtlicher Professoren versehen war. Schon ungemein leidend, war der so Geehrte genötigt, die Deputation an seinem Bette zu empfangen, doch war die Klarheit des Geistes noch so vorhanden, dass er — trotz innerer Aufregung — den Herren noch in wohlgesetzter Rede antworten konnte. Hernach trat dann freilich grosse Erschöpfung ein, so dass er mit seinem Bruder und dessen Gattin, die am selben Tage von auswärts zum Besuche kamen, nicht mehr sprechen konnte. Doch bald hatte er sich wieder etwas erholt und blieb — kurze Momente abgerechnet — bis zum letzten Tage geistesklar; hie und da liess er sich vorlesen, las sogar selbst noch zuweilen. Doch war längst keine Hoffnung auf Genesung mehr vorhanden und die Beschwerden, die Schmerzen wurden so gross, dass nur ein leichtes Ende gewünscht werden musste. Ein solches war ihm denn auch von Gottes Güte in vollem Masse beschieden. Nachdem er Sonntag den 11. Februar während des Kirchenläutens noch einige Worte mit seiner Gattin gesprochen, schief er tiefatmend ein, um nicht mehr zu erwachen. Abends 7 Uhr hauchte er, ohne den mindesten Kampf, umgeben von einigen seiner Verwandten, sein Leben aus. Ein treues, redliches Herz hatte zu schlagen aufgehört.

Biederkeit und Wahrhaftigkeit waren die Grundzüge des Wesens des Dahingeshiedenen. Mit Dankbarkeit genoss er auch in den letzten Jahren noch, was ihm das Leben Schönes bot; den Gellertvers führte er oft an: Geniesse, was dir Gott beschieden u. s. f. Im Bundesrathause war er wohl angesehen, und Herr Bundesrat Schenk, der bei Ludwig Meyers Tode seine persönliche Teilnahme mit warmen Worten aussprach, that alles mögliche, ihn, solange es der Gesundheitszustand irgendwie erlaubte, bei der Centralpräsidentenstelle zu erhalten. Die

schweizerischen und speciell die zürcherischen Apotheker schätzten und achteten in Ludwig Meyer den anspruchslosen und liebenswürdigen Kollegen, der die Pharmacie in den hohen Stellungen, welche er bekleidete, würdig vertrat und die Interessen des Standes bei gegebenem Anlasse wohl zu wahren wusste.

Im Laufe der Jahre war Ludwig Meyer in die technische Gesellschaft und in den schweizerischen Alpenklub eingetreten und folgte, solange es ging, den Vorträgen mit grossem Interesse. Die liebste Gesellschaft aber war ihm der anfangs der sechziger Jahre gegründete Jahrgängerverein zürcherischer Stadtbürger. In diesem Freundeskreise, dem ausser den schon erwähnten Jugendgenossen Antistes Dr. Finsler, Escher-Escher im Grabenhof und Friedr. Meyer-Guyer auch Prof. Biedermann, Oberstl. Adolf Bürkli, a. Reg.-Rat Hagenbuch, Heinrich Kündig, alt Apotheker Heinr. Kerez, Hans von Orelli-Pestalozzi und Strafanstaltsdirektor Wegmann angehörten, verlebte Ludwig Meyer viele frohe und genussreiche Stunden. Er fand sich, solange es seine Gesundheit erlaubte, regelmässig zu den Zusammenkünften dieser Gesellschaft ein; und es war ihm recht schmerzlich, in der letzten, im Dezember 1893 stattgehabten Sitzung nicht mehr erscheinen zu können; dagegen freute er sich des Grusses, welchen der allezeit anhängliche Heinrich Kerez in Cully seinen Jahrgängern und speciell seinem ehemaligen Kollegen übersandt hatte, nicht ahnend, dass dieser, leidender als er selbst, schon so bald zur ewigen Ruhe eingehen sollte. Seit vielen Jahren war der Verstorbene Mitglied der Hilfsgesellschaft, deren Sitzungen er ziemlich regelmässig besuchte. Ferner war er Mitglied der Direktion der Blinden- und Taubstummenanstalt und der Pflege für die Kleinkinderbewahranstalten; später war er längere Jahre Präsident dieses Komitees und wirkte

mit grosser Liebe und Aufopferung für die humanen Zwecke dieser Anstalten.

Als er in den Ruhestand trat, hoffte er, sich noch mancher Lieblingsbeschäftigung widmen zu können; manches beabsichtigte er noch zu ordnen, so auch sein Herbarium, das er sich selbst in späteren Jahren neu angelegt hatte; ja er machte sich sogar daran, eine Küchenbotanik für die Hausfrauen seines engeren Familienkreises zu schreiben, da er fand, diese sollten die Gewächse, welche als Nahrungsmittel oder Gewürze auf den Tisch kommen, etwas genauer kennen lernen. Mit Lektüre beabsichtigte er sich wieder gründlicher zu beschäftigen, und noch manchen andern Plan hatte er sich für die Zukunft zurecht gelegt. Doch von höherer Hand war es anders bestimmt!

* * *

Nun wölbt sich der Grabhügel über der Stätte, wo die sterbliche Hülle Joh. Ludwig Meyers ihre letzte Ruhe gefunden hat. Diese Blätter, in welchen wir das nach aussen einfache und stille, nach innen aber reiche und tiefe Leben des Dahingegangenen geschildert haben, legen wir auf dem Grabe nieder in Form eines Kranzes, gewunden von treuer Liebe und aufrichtiger Hochachtung. Ehre sei dem Andenken des teuren Mannes, dem das Wort des Apostels Jakobus gilt:

«Selig ist der Mann, der die Prüfung bestanden.»

